



1912

Ein kleiner Jesus-Jünger

Frieda Pfinzner

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Pfinzner, Frieda, "Ein kleiner Jesus-Jünger" (1912). *Essays*. 663.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/663

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Ein kleiner Jesus-Jünger

This text was prepared for the Sophie site by Professor Cindy Brewer's Fall 2007 German 201 class at Brigham Young University: Aynsley Bennett, Ellen Berry, Emily Carpenter, Diane Chatfield, Lisa Clark, Amanda Clemmer, Michelle Eging, Heather Evans, Jessie Evans, Aimee Garrett, Deborah Goodwin, Benjamin Holt, Kirsten Kline, Lyndi Mecham, Rochelle Meyers, Jenna Nelson, Stephanie Peatross, Hillary Schmutz, Sara Sonne, Sara Sorensen, Nancy Swenson, Sarah Uhlstein, Amy van der Horst, and Rachel Wise.

[94]

Ein kleiner Jesus-Jünger

(Eine Chinesengeschichte aus San-Franzisko)

[Taken from: *Heidenkinder in Jesu Licht. Missionsgeschichten mit Bildern* von Frieda Pfinzner. Basler Mission Zürich. Frankfurt a. M., Verlag Orient 1912]

So wie immer beleuchtete der Schein der roten Laternen am Abend die chinesische Straße von San-Franzisko mit ihren vielen Verkaufsbuden und ihrem bunten Leben und Treiben. Allerlei Gemüse, Eimer voller keimender Bohnen und Körbe mit Reis und allerlei Früchten standen auf der Straße und luden zum Kaufen ein.

Durch all diese Herrlichkeiten hindurch bahnte sich ein kleiner Chinesenknabe keuchend und mit den Tränen kämpfend seinen Weg.

In einiger Entfernung erblickte Huie, so hieß der Knabe, auf einem hohen Balkon über der Straße sein drei Jahre altes Brüderchen, Klein-Lin, in seinem blauen „Shom“ (chinesisches Röckchen). Mit großen Eifer ließ

[95] der kleine Bursche seinen geliebten künstlichen Spielfrosch an einem langen Faden vom Balkon herunter hin und herschaukeln.

Huie eilte schnell vorüber an dem Haus „Zum goldenen Zahn,“ an welchem fünf große goldene Zähne vor einem der Balkons die Wohnung des chinesischen Zahnarztes bezeichneten – er achtete nicht darauf. Durch eine enge Tür stürzte er in eins der nächsten Häuser und lief eine schmale, enge Treppe hinauf und trat dann hastig in einen kleinen halbdunklen Raum.

Da saß seine Mutter, Ah Oney, und überzog für ein Geschäft Knöpfe mit Band für Chinesenkleider – den Knöpfen nach der amerikanischen Mode erlaubt die chinesische Sitte nicht.

“Vater, Vater!” schluchzte Huie, als er ins Zimmer stürzte. “Vater, -- er ist fort! Man hat ihn mitgenommen auf das große Wasser! Er wird nie wiederkommen! Und Onkel Ting kommt!”

Huies junge Mutter ließ das Band aus der Hand fallen. Sie richtete sich halb auf und sah ihren Jungen Starr an. Nein, sie konnte es nicht fassen. Ihr Man war am Abend vorher nicht nach Haus gekommen; sie hatte sich wohl gewundert und geängstigt, aber sie musste immer zu Bandknöpfe nähen, und als Chinesin konnte sie nicht hinausgehen auf die Straße, um ihn zu suchen.

Unterdessen erzählte Huie schluchzen weiter. Die bösen “Menschenfänger” hatten den

Vater an Bord des

[96] amerikanischen Fischerschiffes gebracht, das gestern nach Alaska auf See gegangen war, und der böse Onkel Ting hatte gesagt, daß die Götter so etwas nur zugelassen hätten, weil Vater ein Christ sei! Das Schiff sollte mindestens sechs Monate lang unterwegs sein, und Onkel Ting sagte, den Vater würden sie wohl bald ins Meer werfen, und er würde nie zurückkehren! – Nein, niemals würde der Vater wiederkommen!

Jetzt ging der armen Ah Oney ein Licht auf. Mit einem lauten Schrei sank sie vor ihrem Götzenschrein auf die Kniee. Obgleich ihr Mann ein Christ war, war sie eine Heidin geblieben. Sie schrie laut zu der Göttin der Barmherzigkeit, sprang dann wieder auf und zündete Weihrauchkerzen an, warf sich wieder auf die Erde und versuchte dann, auch Huie vor dem Götzenschrein auf die Kniee zu ziehen.

Aber der Knabe riß sich von ihr los. „Nein, nein!“ rief er, „dort kann ich nicht beten!“

Auf Wunsch seines Vaters war er in die Missionsschule gegangen, und schon seit lange betete er nicht mehr zu den Götzen und zündete ihnen keine Weihrauchkerzen mehr an.

Klein-Lin kam mit seinem Spielfrosch vom Balkon herbeigetrippelt, und als er sah, wie die Mutter schrie und weinte und sich vor der Göttin der Barmherzigkeit verneigte, fing auch er an, laut zu jammern und zu wehklagen, ohne zu wissen, warum.

[97] So fand sie der grimmig dreinschauende heidnische Onkel Ting, der die Treppe heraufgepoltert kam und die ganze Szene mit sichtlicher Genugtuung beobachtete.

„Er wird nie wiederkommen,“ sagte er barsch, „sie haben ihn gekriegt.“

Ah Oney hörte nicht auf ihn. Laut jammernd lag sie noch immer auf ihren Knieen. Sie hatte ihren Mann sehr lieb gehabt, besonders seitdem sein Christentum ihn sanft und freundlich gemacht hatte. Trotz ihres Wehklagens fuhr Onkel Ting in seiner Erklärung fort.

Es kam oft vor, daß Chinesen, welche der schlimmsten chinesischen Bevölkerung von San-Franzisko angehörten, sich als Matrosen auf einem der Schiffe verdingten, die nach Alaska auf den Fischfang fuhren. Der Schiffskapitän zahlte diesen Männern dann im voraus hundertundfünfzig Dollars von ihrem künftigen Lohn aus, damit sie sich ihre Ausrüstung und etwas Proviant kaufen konnten, und das lockte viele heruntergekommene Menschen an. Hatten sie ihr Geld bekommen, dann versuchten sie oft, zu entfliehen. Daher ließ der Kapitän jedesmal, ehe ein Alaska-Schiff in See ging, eine Reihe von Leuten seiner Besatzung in Wagen durch das chinesische Stadtviertel fahren, um die entlaufenen Chinesen zu fangen. Diese Leute waren allgemein unter dem Namen „Menschenfänger“ bekannt. Für jeden gedungenen Chinesen, den sie aufs Schiff zurückbrachten, bekamen sie fünfzig Dollars, und leider war's ihnen nicht so sehr darum zu tun, daß sie auch die richtigen fingen. Konnten sie diese nicht finden, dann ergriffen sie einfach irgend einen beliebigen Chinesen, der ihnen in den Weg lief,

[98] setzten ihn in den Wagen und brachten ihn auf das Schiff. Und um den Betreffenden war's dann geschehen, wenn er nicht etwa vor der Abfahrt freigekauft wurde.

„So ist's deinem Vater ergangen,“ wandte sich Onkel Ting mit Schadenfrohem Lachen an Huie, und wäre er nicht ein Jesusmann, dann wäre es nie so weit gekommen! Ich habe es ihm ja lange gesagt, daß sich irgend ein Unglück ereignen würde, wenn er nicht mehr zu den Göttern betete. Nun wird er wohl ertrinken, er ist ja kein Seemann! Du wirst bald eine weiße Schnur in deinem Zopf tragen, als Trauerzeichen!“

Auf Onkel Tings altem, häßlichem Gesicht ruhte bei diesen Worten eine sichtliche Befriedigung.

Huie sah es, und sofort durchzuckte ihn blitzartig ein entsetzlicher Gedanke. Er sprang auf den alten Mann

zu schüttelte ihn am Arm und schrie mit leidenschaftlich erregter Stimme: „Hast du das Geld bekommen, hast du versprochen, auf das Schiff zu gehen und dann meinen Vater fangen lassen?“

Das Gesicht des Knaben war kreidebleich vor Entsetzen und innerer Erregung.

Onkel Ting starrte ihn verdutzt an. Für so pfiffig hätte er den Jungen doch nicht gehalten. Er stieß den Knaben von sich, das er in eine Ecke flog und gab ihm eine schallende Ohrfeige.

„Ich will dich lehren!“ schrie er boshaft. „Ich werde dich im Sommer holen und dann sollst du für mich arbeiten, da werde ich’s dir schon heimzahlen.“

„Das werde ich nie tun!“ rief Huie, „du bist ein ganz schlechter Mann. Mein Vater war gut, und du hast das

[99] Geld bekommen, und dann hast du sie meinen Vater fangen lassen Du bist schlecht! schlecht!“

Onkel Ting schüttelte ihn und schlug ihn ins Gesicht, aber Huie schluchzte: „Ich werde nie mit dir gehen und für dich arbeiten!“

„Das wollen wir doch mal sehen,“ sagte Onkel Ting, „du wirst schon mitkommen, wenn ich dich hole!“

Wie Huie ihn haßte! Er lief auf den Balkon hinaus und warf sich unter den Ampeln, die ihn erleuchteten, auf die Erde. Wie haßte — haßte — haßte er den bösen Onkel! Weit, weit draußen auf dem Ozean war der arme Vater, um vielleicht niemals wiederzukommen; und auf den Knien vor ihrem Götzenschrein lag Mutter weinend und wehklagend, und Klein-Lin wimmerte dazu, und Huies Wangen schmerzten von Onkel Tings Schlägen—und an allem, allem war der böse Onkel Schuld!

„Ich hasse Onkel Ting! Ich hass ihn!“ schrie Huie. „Mein Vater war ein Jesusmann, und wenn ich groß bin, werde ich auch ein Jesusmann, und dann gehe ich übers große Wasser und erzähle allen Menschen in meines Vaters Heimat „China“ von Jesus! Und ich hasse Onkel Ting!“

Wie oft hatte er mit seinem Vater über diesen Zukunftsplan gesprochen, und wie glücklich waren sie dabei gewesen! Warum erfüllte ihn nur diesmal nicht bei dem Gedanken dieselbe Freude? War es der Haß gegen Onkel Ting, der wie ein Schatten davorlag? „Ich kann ihn nicht lieben, ich kann es nicht!“ schluchzte Huie. „Er hat meinen Vater fortgeschickt! Nie, niemals kann Onkel Ting in den Himmel kommen!“

[100] Doch allmählich wurde es ruhiger in dem aufgeregten Gemüt des Kindes. Ganz leise hörte er eine Stimme in seinem Herzen, die ihn fragte: „Kannst du wohl jemals ein guter Jesusmann werden wie Vater, wenn du Onkel Ting haßt?“

Hatte Vater da draußen auf dem Ozean wohl Onkel Ting vergeben? Huie setzte sich aufrecht hin. „Was Vater tun würde, wollte Huie auch tun. Wenn Vater zurückkommen und sagen würde: „Ich habe Onkel Ting vergeben“, dann will ich es auch tun,“ sagte er zu sich selbst. „Doch wenn Vater nicht zurückkommt, werde ich ihm nie- nie vergeben!“

Er sprang auf und lief zur Mutter zurück. Sie weinte und klagte noch immer vor dem Götzenschrein. Als das Kind sie beobachtete, kam ein Gefühl männlicher Verantwortung in sein Herz. Er wollte für Mutter sorgen.

„Ich werde nicht mit Onkel Ting gehen,“ sagte er entschlossen zu sich selbst, „ich werde immer bei Mutter bleiben.“ Doch da sah er im Geiste Onkel Tings häßliches Gesicht vor sich und hörte seine garstige Stimme: „Du wirst schon komme, wenn ich dich hole!“ Ach, er war ja erst zwölf Jahre alt- eine große Furcht schlich sich in sein tapferes, kleines Knabenherz.-

Wochen gingen dahin. Mutter saß fast Tag und Nacht und nähte Bandknöpfe, oder lag weinend und betend vor

[101] dem Götzenschrein auf der Erde- Aber Vater kam nicht.

Die Missionslehrerin, der Huie seinen Kummer anvertraut hatte, kam wohl von Zeit zu Zeit, aber Mutter hörte ihr nicht viel zu. Hatte doch Onkel Ting gesagt, daß all das Leid über sie gekommen sei, weil Vater ein Jesumann war.

Da kam ein trauriger Nachmittag.- Huie war gerade damit beschäftigt, Klein-Lin mit den roten „kwai-tze“ (Stäbchen) seinen Reis in den Mund zu stecken, als der alte, häßliche Onkel Ting wieder die Treppe heraufgepoltert kam, „Nun nehme ich dich doch mit, und du sollst für mich arbeiten!“ Sagte er in barschem Ton.

„Nein, nein!“ schrie Huie, und „Nein!“ schrie auch die Mutter. Sie mußte sich ja ohne ihren lieben Ältesten noch viel einsamer fühlen.

Doch es half nichts, und Onkel Ting stieß den Knaben mit Schlägen und Stößen vorwärts, und alles „Nein“ sagen war umsonst. Kaum hatte Huie Zeit genug,

[102] Mutter und Klein-Lin Lebewohl zu sagen, da befand er sich bereits auf der Straße und marschierte mit einem Bündel in der Hand, in dem sich ein paar notwendige Kleidungsstücke befanden, vor Onkel Ting einher. Doch anstatt nach des Onkels Stadtviertel ging's nach einer Eisenbahnstation, wo schon viele andere Chinesen mit ihrem Gepäck warteten.

Da kam auch schon der Zug. Was hatte Onkel Ting nur mit ihm vor? Würde Huie wohl jemals zurückkommen? Würde er wohl je Mutter und Klein-Lin wiedersehen? Während diese Gedanken noch des Knaben erschrockenes Herz durchzuckten, stieß man ihn schon in den Eisenbahnwagen, und vorwärts ging es – mehrere Stunden lang. Endlich stand Onkel Ting und die andern Chinesen auf, ergriffen ihre Körbe – der Zug hielt an – und man stieg aus.

Huie sah sich erstaunt um. Welch merkwürdiger Ort! So etwas hatte er noch nie gesehen. Die ganze Landschaft bestand aus einem großen Feld mit einem großen, gelblich roten Fleck in der Mitte. Ein köstlicher Duft erfüllte die ländlich frische Luft. Als Huie näher kam, entdeckte er, daß der Geruch von Pfirsichen herrührte, die auf Brettern in der Sonne trockneten. Männer gingen, mit irgend etwas beschäftigt, dazwischen hin und her, und gegenüber, vor einem Haus, sah Huie auch einige Frauen. Die ganze Welt schien voll zu sein von Pfirsichen.

Nun, das war eigentlich kein übler Ort, wo ihn Onkel Ting hingebracht hatte, wenn er nur gewußt

[103] hätte, was er hier sollte.“ Da sah Huie ein großes Gebäude und aus demselben heraus ertönte das gleichmäßige Geräusch einer Maschine. Weiter hinten stand eine ganze Reihe weißer Zelte.

Aus einem derselben kam gerade ein kleiner Amerikaner gesprungen, der ungefähr in Huies Alter war. „Halloh! Kommst du auch, um zu arbeiten?“ rief er diesem zu. Huie wagte nicht, ihm zu antworten. Der weiße Knabe aß einen Pfirsich, und er warf Huie auch einen zu. Aber er fiel auf den Boden, und Onkel Ting stieß das Kind weiter vorwärts.

Da kamen sie an das Gebäude, aus dem Huie das Geräusch gehört hatte. Es war ein großes, altes, halb zerfallenes Haus. Draußen lagen allerlei chinesische Kleidungsstücke und Sachen, denn drinnen waren viele Chinesen bei der Arbeit. Endlich erfuhr Huie, was er für den Onkel arbeiten sollte und erblickte sein zukünftiges Arbeitsfeld. Onkel Ting ging mit ihm in das Haus. Da standen in Reihen viele Bänke und Tische, die fast ein Drittel des großen Raumes einnahmen. Auf den Bänken saßen weiße Frauen und Mädchen und zerschnitten Äpfel und Pfirsiche, und ab und zu saß auch ein Knabe unter den Frauen. Einige Mädchen zerstampften Pflaumen.

Ein lauter, gleichmäßiger Lärm erfüllte den ganzen Raum. Huie entdeckte auch bald die Ursache desselben: nämlich eine große Maschine, die in einer Ecke stand. Sie wurde von Männern gedreht und hatte den Zweck, Äpfel und Pfirsiche zu zerquetschen.

[104] Ein Mann steinte Pflaumen aus und warf sie in einen Kessel, aus dem sie dann wieder durch Öffnungen herausgingen.

Weiter ging Huie mit seinem Begleiter zu einem andern Teil des großen Raumes, in welchem die Früchte eingemacht wurden. Hier standen Mädchen und Knaben in langen Reihen und füllten die Früchte, so schnell wie sie's nur konnten, in Büchsen, die auf Brettern aufgestellt waren. Eine große Menge von Büchsen standen schon aufgestapelt da, und einige Chinesen waren damit beschäftigt, sie zu verlöten. Die fertigen Büchsen kamen dann auf eine Art Tisch, der aus zwei langen Brettern bestand und unten Räder hatte. Wenn er voll war, rollte ihn ein Chinese zu einem großen, rechtwinkligen Behälter mit heißem Wasser.

Über demselben befand sich ein Rad, das mit einem breiten, eisernen Reifen umgeben war, der eins der beiden Bretter aufnahm. Er führte es bis über den Wasserbehälter und ließ dann das ganze, schwere Brett mit allen Büchsen in das kochende, aufzischende Wasser fallen. Nach fünf Minuten wurden dann die Büchsen herausgeholt.

Onkel Ting mußte mit den andern Chinesen zusammen Büchsen verlöten. Huie selbst mußte Bretter mit zerschnittenen Äpfeln nach draußen zu den Mädchen tragen oder, wenn er dabei nicht gebraucht wurde, die Bretter mit den verlöteten Büchsen nach dem großen Wasserkessel schieben.

„Ich bekomme alles Geld, was du verdienst,“ sagte Onkel Ting, „du kriegst nie einen Pfennig davon zu

[105] sehen.“ Das Kind antwortete nicht. „Später schicke ich dann deine Mutter nach China zurück, du wirst sie nie wiedersehen. Sie soll nie eine Jesus-Frau werden. Dich behalte ich- immer hier, und du mußt für mich arbeiten. Auch Klein-Lin siehst du nie wieder.“

Noch immer gab Huie keine Antwort. Es war entsetzlich heiß und laut in dem Arbeitsraum. Dem Knaben war das Herz so schwer und es tat ihm so weh, als ob es entzwei brechen müßte. Er zweifelte nicht daran, daß Onkel Ting all seine Drohungen wahr machen würde, ja daß er sogar für Huies verdientes Geld Mutter und Klein-Lin nach China schicken würde.

„Ach, wenn doch Vater zurückkäme!“

Onkel Ting gab ihm einen Stoß. „Marsch, an die Arbeit!“ schrie er ihm zu.

Huie stürzte in die Vorhalle, wo die Dampfmaschine stand. An einem Ende derselben befand sich eine Öffnung, aus der die getrockneten und zerstampften Apfelstückchen in einem großen Strom herauskamen. Ein Inder, der die Maschine handhabte, zeigte dem Knaben, wie er die Apfelstückchen in Kisten und auf Brettern auffangen müsse.

Wie gut war's für den kleinen Chinesen-Jungen, daß er tüchtig laufen und arbeiten mußte, er wäre sonst vor lauter Jammer und Herzleid zusammengebrochen.

Dann mußte er die Büchsen mit den Apfelstücken zu den Mädchen draußen an den Mulden schleppen. Eins der Mädchen lächelte dem kleinen Chinesen freundlich zu. Ach, wie sehnte er sich darnach, sein Gesicht in ihrer Schürze zu verbergen und sich nach Herzenslust auszuschluchzen.

[106] Wieder und wieder jagten dieselben Gedanken durch seinen armen, müden Kopf. „Sollte Mutter wirklich nach China gehen? Sie würde dort nie von Jesus hören ¾nie eine Jesusfrau werden. Huie mußte schnell groß und ein Mann werden, dann konnte er selber herüberfahren und nach Mutter sehen und ihr und den andern Chinesen vom Heiland erzählen. Wie hatte Vater dafür gebetet, das Mutter eine Christin werden sollte!“

Nach mehreren schweren Arbeitstagen war der Sonntag herangekommen und das Arbeitshaus geschlossen. Von Zeit zu Zeit ertönte durch das kleine Dörfchen der Ton einer Glocke. Oben auf einem

Hügel stand eine weiße Kirche.

Auch Huie hörte die Glockenklänge, und neue Hoffnung kam in sein armes, gequältes Herz. "Hier gab es Jesus-Leute." Ängstlich sah er sich nach Onkel Ting um.

Ganz leise machte sich Huie fertig und schlüpfte von dannen. Einer der andern Chinesen aber sah ihn doch fortgehen.

Eine Menge von Kindern kletterten schon den Berg hinauf zur Sonntagschule. Huie folgte ihnen und setzte sich ganz schüchtern hinten in eine Ecke.

"Seht den kleinen Chinesen, seht den kleinen Chinesen," flüsterten die weißen Kinder einander ins Ohr. Die Leiterin der Sonntagschule kam zu Huie und lächelte ihn an: „Komm, ich bring' dich hier in diese Knabengruppe,“ sagte sie. Huie folgte ihr. Auch die Lehrerin der Knaben war eine Frau. Sie gab Huie freundlich die Hand und räumte ihm einen Platz ein.

[107] „Wirst du nun jeden Sonntag kommen?“ fragte sie ihn lächelnd.

„Jeden Sonntag?“ Huie schwieg. Was würde Onkel Ting mit ihm machen, allein schon, weil er nur diesmal gekommen war?

Der Kindergottesdienst nahm seinen Anfang und Huie lebte ordentlich auf. Ganz warm und fröhlich wurde es ihm ums Herz. Die andern Knaben zogen ihn während des Gottesdienstes am Zopf; einer band sogar seinen Zopf an einen Stuhl. Der Knabe aber, der ihm damals den Pfirsich zugeworfen hatte, sagte: „Laßt ihn in Ruhe oder ich sag's der Mutter.“ Huie merkte, daß „Mutter“ die Leiterin der Sonntagschule war. „Wie wundervoll mußte es sein, eine christliche Mutter zu haben.“ dachte er.

Dabei tauchte doch wieder in seinem Herzen die Sehnsucht nach der Mutter auf, wenn sie auch noch keine Christin war. Sie war ja alles, was er hatte und Onkel Ting sagte, er würde sie nie wiedersehen.

Als die Sonntagschule zu Ende war, kam auch der Pastor zu Huie und gab ihm die Hand. Er war ein großer, freundlich aussehender Mann und lebte mit seiner Frau und seinem kleinen Sohn in einem Zelt neben der Kirche. Huie sah das Bübchen.

„Weißt du etwas von Jesus?“ fragte ihn die Frau des Geistlichen. Der kleine Chinese nickte mit dem Kopf. „Ich – Jesu-Schäflein“, sagte er. „Wirklich?“ erwiderte die Frau des Pastors überrascht.

Sie ließ ihn während des Gottesdienstes neben sich und ihrem kleinen Jungen sitzen. Einmal griff das Bübchen

[108] nach Huies Hand, und es fühlte sich gerade so an wie Klein-Lins dicke kleine Händchen zu Haus. Es war Huie, als ob ihm etwas die Kehle zuschnürte und er müsste es mit Gewalt herunterschlucken.

Der Pastor predigte, und die Leute sangen. Huie verstand nicht alles, aber er fühlte sich sehr glücklich. Plötzlich hörte er eine Stimme in seinem Herzen: „Wenn du ein kleiner Jesusjünger bist, dann mußt du Onkel Ting vergeben.“

Welch ein Kampf begann in dem Knabenherzen. Er versuchte nicht mehr, zu verstehen, was der Pastor sagte. Er hatte genug mit sich selbst zu tun. Nach und nach fing er an, still für sich zu beten: "Jesus hilf mir, Onkel Ting zu vergeben."

Des Pastors dickes, kleines Bübchen ließ seinen Kopf auf Huies Arm sinken und schlief ein; und Huie betete weiter: "Ja, er wollte Onkel Ting vergeben, und wenn er auch solch ein hartes Herz hatte, – der arme Onkel würde ja niemals in den Himmel kommen, wenn er es nicht bereute, daß er so böse war. Huie wollte nach Haus gehen und einen recht schönen Reis für ihn kochen.

[109] Die Versammlung war zu Ende, und Huie stürzte nach Haus. Sein Herz war noch ganz voll. Er freute sich so, weil er nun vergeben konnte.

Aber Onkel Ting war inzwischen aufgewacht. Sowie der Knabe hereintrat, ergriff er ihn. „Du – in der Kirche gewesen?“ Schrie er wütend. „Nie sollst du wieder in die Jesuskirche gehen!“ Dabei schlug er auf Huie los, bis einer der Chinesen das Kind von ihm fortriß. Wenn es noch weiter so mißhandelt wurde, konnte es ja morgen nicht arbeiten; Onkel Ting würde dann Geld verlieren.

Schluchzend kroch das mißhandelte Kind in eine Ecke und legte sich auf ein Bündel Stroh. Aber selbst da mußte es immerzu an die Sonntagsschule denken und an alles, was es da gehört hatte: „Vater, vergib ihnen, denn sie willen nicht, was sie tun,“ klang's ihm noch in den Ohren. Der Pastor hatte ihnen erzählt, wie der Heiland so betete.

Die ganze nächste Woche arbeitete Huie treu in dem heißen Arbeitsraum. Da kam der nächste Sonntag heran, und Onkel Ting lag wie gewöhnlich am Sonntag im Opiumschlaf. Wieder ertönte von dem kleinen Hügel herab die Kirchenglocke.

Furchtsam blickte Huie auf den schlafenden Onkel. Die Striemen und Flecken vom vergangenen Sonntag schmerzten noch immer. Aber – die Glockenklänge lockten ihn, und Huie machte sich doch wieder fertig und ging zu der kleinen, weißen Kirche oben auf dem Hügel.

[110] Die Knaben in der Sonntagsschule lachten ihn an. Niemand wußte es ja, daß er Schläge bekommen hatte, weil er in der Sonntagsschule gewesen war.

Heut war Missionssonntag. Huie wußte nicht, was das bedeutete; aber die Lehrerin hatte eine ganze Menge kleiner Büchsen. Sie nannte sie „Hellerbüchsen“, und jedem Knaben gab sie eine solche Büchse. „Ihr verdient fast alle etwas drüben im Arbeitshaus,“ sagte sie, „wollt ihr da nicht einen Heller von eurem verdienten Geld in die Büchse stecken und so mithelfen, daß Missionare nach China geschickt werden können?“ Sie erklärte es ihnen weiter, und Huie hörte aufmerksam zu, um etwas davon zu verstehen. Weiße Leute sollten nach China herübergehen, um den Chinesen dort von Jesus zu erzählen. Wenn er nur etwas von seinem Geld bekommen und in die Büchse stecken könnte! Wie schön wär's, wenn Huies verdientes Geld mithelfen würde, daß gleich eine Missionarin hinter Mutter hinterher geschickt werden könnte, wenn Onkel Ting sie nach China schicken würde. Dann würde Mutter *doch* von Jesus hören und brauchte nicht warten, bis Huie ein Mann war.

Er drückte seine Hellerbüchse fest an sich. Wenn er nur etwas von seinem verdienten Geld bekommen könnte, dann sollte sie schon bald voll werden. Doch er wußte, daß Onkel Ting ihm niemals etwas geben würde, niemals!

Die Lehrerin glaubte zwar nicht, daß Huie sie verstanden hätte, aber sie gab ihm doch, wie jedem der Knaben, eine Büchse, um ihm nicht weh zu tun.

[111] Nach der Kirche warfen sich ein paar Knaben mit ihren Büchsen, ja einer von ihnen trat sogar auf seine Büchse, so daß sie entzwei ging; aber Huie versteckte sein Kleinod sorgfältig in seinem Ärmel. Angsterfüllt erreichte er das Haus, und sein Herz sank, als Onkel Ting bereits wieder aus dem Schlaf erwacht war. Aber diesmal wurde er nicht geschlagen. Zitternd ging das Kind in den nächsten Raum. Onkel Tings Augen hatten ihn so heimtückisch und böse angeblickt.

Doch der nächste und der übernächste Tag vergingen und nichts geschah. Wollte Onkel Ting ihn denn diesmal gar nicht bestrafen, weil er wieder in die Jesuskirche gegangen war? Es wurde ihm schon etwas leichter ums Herz.

Eines Abends waren Huie und Onkel Ting ganz allein im Arbeitsraum, alle andern waren schon nach Haus gegangen.

Bis um neun Uhr hatten die Mädchen an den Mulden gestanden und nun mußten die Fußböden gereinigt werden. Irgend jemand hatte eine halbe Kiste Blaubeeren verschüttet, und Huie hatte den Saft vom Boden

abgewaschen und dabei tüchtig gerieben und gescheuert, bis der Fleck ganz weg war. Er war sehr müde nach diesem schweren Tag.

Er stand da und betrachtete noch einmal mit prüfendem Blick seinen Fußboden. Da ergriffen ihn plötzlich zwei starke Arme und Onkel Ting trug ihn zu dem großen, tiefen Kessel mit heißem Wasser. Ehe er sich's versah, war er an dem mächtigen Rad über dem Kessel fest gebunden,

[112] und ehe der Knabe noch zur Besinnung kam, schwebte er über dem kochenden Wasser.

Ein entsetzlicher Schrei entrang sich seiner Brust, als das sich drehende Rad ihn immer mehr der heißen Wasserfläche näherte, gerade als ob er weiter nichts sei als eine Schicht Büchsen.

Aber das Rad hielt an, und zwar so, daß Huies Gesicht nach unten gerichtet war. Ein leichter Dampf stieg vom Wasser auf.

„Bist du ein Christ?“ fragte Onkel Ting. „Ja,“ antwortete Huie. Onkel Ting drehte das Rad etwas weiter, und Huies nach vorn gefallener Zopf tauchte ins Wasser.

Der Knabe kämpfte, um sich über dem Wasser zu halten. Nun berührte es schon seine Hände. O, wie weh es tat! Das Wasser war so furchtbar heiß!

Onkel Ting drehte das Rad wieder ein klein wenig zurück. „Willst du wieder zu den Göttern beten?“ schrie er.

„Nein,“ antwortete Huies zitternde Stimme.

Herunter schwang ihn das Rad. Seine über dem Kopf zusammengebundenen Hände tauchten ganz im Wasser unter.

Nein, es konnte — konnte nicht sein, daß Onkel Ting ihn in dem kochenden Wasser ertränken wollte! Huie schrie, so laut er konnte. Onkel Ting hob ihn wieder ein wenig empor.

Doch da ertönte das Geräusch herbeieilender Schritte und der Ruf: „Hier, hier! Was gibt es? Was geht hier vor?“

[115] Es war der Oberaufseher, der aus irgendeinem Grunde zurückgekommen war und nun auf Onkel Ting zusprang und ihn zu Boden warf. Dann verlor Huie die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, lag er in des Pastors Zelt, und die Frau Pastor weinte und verband ihm die Wunden, und ihr Bübchen streichelte Huies Gesicht mit seinen dicken kleinen Fingerchen, die sich anfühlten wie Klein-Lins.

„Du armes, armes Kind,“ sagte die Freundliche Frau zu dem Knaben. Huie lag da und kämpfte mit den Tränen. Im ganzen Körper fühlte er entsetzliche Schmerzen.

„Du brauchst keine Angst zu haben, du bleibst hier bei uns. Der Oberaufseher hat deinen Onkel entlassen.“ Fuhr die Frau Pastor fort.

Da packte eine neue Angst den Knaben. Gewiß würde Onkel Ting sich nun an Mutter und Klein-Lin rächen und ihnen irgendein Leids antun oder sie nach China zurückschicken. Unter Zittern und Schluchzen versuchte er, seiner Furcht Ausdruck zu geben.

„Wo wohnt dem deine Mutter?“ fragte der Pastor, und Huie versuchte, den Ort zu beschreiben und den kleinen Raum, in dem Mutter und Klein-Lin lebten.

Am nächsten Morgen ging der Geistliche fort. – Als er nach einiger Zeit wiederkam, brachte er gute Nachrichten. Er hatte Huies Mutter und Klein-Lin wirklich gefunden. Sie waren nun sicher in einem Missionshaus untergebracht, und Vater würde sie dort finden, wenn er zurückkäme. Ja, auch der Pastor glaubte ganz fest, daß

[116] Gott den Vater behüten und wieder nach Haus bringen würde.

Wenn Huie wieder ganz gesund sein würde, dann sollte er weiterarbeiten, und einen Teil von dem verdienten Geld durfte er dann für Mutter und Klein-Lin in das Missionshaus schicken. Und er durfte auch mit dem Pastor, seiner Frau und dem dicken, kleinen Bübchen in dem schönen Zelt wohnen.

Oh, wie herrlich war das alles! Ganz atemlos lauschte Huie all den wunderschönen Neuigkeiten. Sein Herz jubelte bei all den herrlichen Zukunftsaussichten. "Mutter und Klein-Lin im Missionshaus! Oh, Mutter würde dort von Jesus hören! Und Klein-Lin würde Lieder und Verse Lernen! Und wenn Vater zurückkam, war Mutter vielleicht schon eine Jesus-frau!" - - -